

Norbert Brieskorn SJ

Ernst Jünger

Auf den 29. März 1995 fällt der hundertste Geburtstag des Essayisten, Dichters, Tagebuchschreibers und Insektenforschers Ernst Jünger, jenes Deutschen, der über sein persönliches Lebenszeugnis hinaus und doch eben gerade in ihm von politischen Sehnsüchten und Verzweiflungen dieses 20. Jahrhunderts wie kaum ein anderer Auskunft gibt und zur Ortsbestimmung einlädt.

Geboren in Heidelberg und aufgewachsen in Hannover, suchte sich der Achtzehnjährige im November 1913 dem geordneten und abgestimmten bürgerlichen Leben zu entziehen, um sich dem der Fremdenlegion zu unterwerfen. Noch im Dezember 1913 verhalf ihm der Vater zur Rückkehr. 1936 verarbeitete Ernst Jünger dieses Erlebnis in der Erzählung „Afrikanische Spiele“.

Nach kurzer Ausbildung zum Infanteristen zog er im Dezember 1914 an die Front, als Ritter des Ordens „Pour le mérite“ kam er aus dem Schützengraben zurück. Aus den Kriegsaufzeichnungen wuchsen die ersten Werke: 1920 „In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers“, 1923 „Leutnant Sturm“, 1925 „Das Wäldchen 125. Eine Chronik aus den Grabenkämpfen 1918“, und ließen viele Kriegsteilnehmer ihre Erfahrungen wiederfinden und das ihnen Zugefügte tiefer erkennen. Seine Berichte wirkten erschütternd und befreiend, aber sie trugen auch dazu bei, den Autor in eine der allzu geläufigen Schablonen zu sperren. Er verherrliche den Krieg, gebärde sich als Militarist, ja als einer, dem nur in der Nähe des Todes wohl sei. Wer gründlicher las, hörte die bedenklich stimmenden Töne heraus und sah, wie Jüngers erbarmungslose Schilderung der Materialschlachten jenes neue Ungeheuer, den technisierten Krieg, demaskierte. Trost ging von diesen Beschreibungen nicht aus, keine pazifistische Politik ließ sich anbahnen, eher düstere Warnung vernehmen; darin blieb Jünger mit Francisco Goya vergleichbar.

Bis 1923 in der Reichswehr tätig, studierte Jünger anschließend Zoologie, die „Kleinwelt der Insekten“, wie Hubert Becher später schreiben wird, und Philosophie in Leipzig und Neapel. Von 1925 an lebte er als freier Schriftsteller. Er heiratete 1925; 1926 wurde der Sohn Ernst, 1934 der Sohn Alexander geboren.

Manches aus dieser Zeit hellt der Lebensbericht „Grüne Zweige“ seines Bruders Friedrich Georg von 1951 auf. Briefe an ihn zeigen Ernst Jünger als jemanden, der sich zielstrebig in die „Großen der Literatur“ vertiefte und mit feinsten Empfindsamkeit die Richtung der Entwicklungen auskundschaftete. In einem Brief vom 16. März 1921 schrieb er an seinen Bruder: „Ich stehe früh auf in mei-

ner Zelle und lese mein Kapitel, wie es dem Mönch gebührt. Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola, Gracians Handorakel, Kants Träume eines Geistersehers bilden mein Vorfrühstück, daneben aber auch die Biographien von Tacitus und Sueton.“¹ Nicht nur Beobachter ihrer Zeit, sondern auch die Bericht-erstatte für die Nachwelt übten also ihre Anziehungskraft aus.

Als 1929 „Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht“ in seiner ersten Fassung, 1938 in seiner zweiten Fassung mit dem Untertitel „Figuren und Capriccios“ erschien, hatte sich Jünger bereits unmißverständlich vom Nationalsozialismus abgegrenzt. 1933 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und verweigerte die Aufnahme in die von den Nationalsozialisten gegründete Dichter-Akademie. Zahlreiche Werke folgten, so 1930 „Sizilianischer Brief an den Mann im Monde“ und „Die totale Mobilmachung“, 1932 „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt“ und zwei Jahre später „Blätter und Steine“. Die symbolische Erzählung „Auf den Marmorklippen“ von 1939 galt vielen als Trost in der Zeit, ja manchen gar als Buch des Widerstands.

Noch einmal aktiv in das Kriegsgeschehen einbezogen, blieb er der minutiös notierende Bericht-erstatte. Wiederum entstanden Tagebücher. Der Öffentlichkeit übergab er 1942 seine Aufzeichnungen der Jahre 1939 und 1940 mit dem Titel „Gärten und Straßen“. Heimlich begann eine Schrift zum Frieden zu kursieren und gelangte in höchste Wehrmatskreise. 1948 verlieh Jünger ihr die Überschrift: „Der Friede. Ein Wort an die Jugend Europas und an die Jugend der Welt.“ 1949 erschienen „Strahlungen: Tagebuch aus dem Zweiten Weltkrieg“ und „Heliopolis. Rückblick auf eine Stadt“. Ein Jahr später verfaßte er für die Festschrift, die Martin Heidegger zum 60. Geburtstag gewidmet wurde und den Titel „Anteile“ trägt, den Aufsatz „Über die Linie“. Die Warnung vor der als nihilistisch gedeuteten Gegenwart mündete trotz alledem in Hoffnung. Der Nihilismus könne sehr wohl „mit ausgedehnten Ordnungssystemen harmonieren“, doch verflüchtigten sich mit ihm die Formen der Verehrung; er sei Reduktion und „Schwund“. Anders aber als in früheren Zeiten stünden keine Reserven mehr zur Verfügung. Sind die Kirchen, so fragt Jünger in seinem Beitrag, „noch im Besitz der Heilsmittel“? Sollte es überhaupt noch zu Widerstand kommen, so müßte er in der „Wildnis“, dem Raum des Nichtorganisierten, wachsen; nur hier können die Furchtlosigkeit vor dem Tod, der Eros und die musische Schöpfung reifen, die sich dem nihilistischen Treiben entgegenzustemmen vermögen.

In „Der Waldgang“ (1951) zeigte sich der nach dem „Soldaten“ und dem „Arbeiter“ dritte Typ des modernen Menschen, nämlich der Aktivist: Es ist der in die Einsamkeit strebende, welterfahrene und reife Mensch, welcher der totalitären werdenden Welt ausweicht und sich selbständig seine Fährte sucht.

1954 „Das Sanduhrbuch“, 1967 „Subtile Jagden“, 1970 „Annäherungen. Drogen und Rausch“, bis dann 1977 „Eumeswil“ beeindruckte, die Erzählung eines Menschen, der in der Nähe der politischen Macht arbeitet, an ihr aber nicht An-

teil hat, der beobachtet, notiert und seine Notizen vergräbt. Als er längst auf einem Feldzug verschollen ist, finden sie Vater und Bruder. Überleben geschieht im geschriebenen Wort. 1980 und 1981 übergab Jünger der Öffentlichkeit weitere Tagebücher unter dem Titel „Siebzig verweht“. 1987 publizierte er „Zweimal Halley“. Die Ausgabe sämtlicher Werke begann 1978 in Stuttgart und erreichte 1983 ein, wie sich zeigt, nur vorläufiges Ende.

Interpretationen

Kennzeichen des schriftstellerischen Werks Ernst Jüngers ist es, den Leser zur Stellungnahme einzuladen, ja, ihn herauszufordern und zu zwingen, sich über seine eigene Position Klarheit zu verschaffen. So bleiben leidenschaftliche treue Zustimmung, entrüstete Zurückweisung und moralisches Abkanzeln nicht aus. Aber auch Sachlichkeit, aus stiller Sympathie erwachsend, prägt das umfangreiche Schrifttum über Ernst Jünger, das wiederum auf seine Weise das zerrissene und aufgewühlte Jahrhundert widerspiegelt.

Jüngers Bild mußte sich oft Verzerrungen gefallen lassen. Eine herkömmliche Darstellung läßt ihn ja aus Kriegsbegeisterung oder romantischem Nationalismus zum Nationalbolschewismus hin finden, um sodann den immer abgeklärteren, zurückgezogenen Jünger zu entdecken. Sicher gab es Äußerungen wie „Nicht wofür wir kämpfen, ist das Wesentliche, sondern wie wir kämpfen“, geschrieben 1922 in „Der Kampf als inneres Erlebnis“; und sicherlich sagte Jünger in einem Rundfunkgespräch 1933, daß der Mensch nicht auf den Frieden angelegt sei.

Andererseits gibt es die Verteidigungsversuche gegen Vorwürfe, ohne selbst ein auf Vollständigkeit bedachtes Interpretationsmuster zu erstellen. Nicht unzutreffend und hilfreich ist die von Jünger selbst gelieferte Deutung, die ihn aus einer Entwicklung versteht, die vom „Soldaten“ über den „Arbeiter“ zum einsamen „Waldgänger“ und schließlich zum Historiker und „Anatomen“ führt, um beim „Anarchen“ (bislang) zu enden. Aufmerksam macht diese Deutung auch darauf, daß Jünger bestimmte Rollenträger nicht in sein Werk aufnahm, so nicht den Arzt, nicht andere heilende Berufe, aber auch nicht den aktiven Freiheitskämpfer oder den Partisanen. In ihnen erkannte er sich offensichtlich nicht wieder.

Martin Konitzers psychoanalytische Ausdeutung von 1993 erklärt sicherlich einiges, aber übersieht die in meiner eigenen Jünger-Deutung immer gewichtiger gewordenen Züge des Anarchen². Wenn Konitzer Ernst Jünger von der Gnosis her erläutert, so will er das zu erforschende Werk mit einem Schlüssel öffnen, der selbst äußerst kompliziert zu handhaben ist. Jüngers Gedanken über die „Technik des Plans“ gnostischem Reservoir entstammen zu lassen, auf Weltverbesserung und Selbsterlösung zielend, wie sie die Schriften von Nag-Hammadi den Erwählten empfehlen, scheint mir nicht ein neues Jünger-Bild freizulegen, sondern

allenfalls ein Hinweis darauf zu sein, daß gnostische Gedanken einem sehr menschlichen Trieb entsprechen, der auch in der Weimarer Zeit ausschlug.

In Heiner Müllers „Krieg ohne Schlacht“ von 1992 steht der pointierte Satz: „Jüngers Problem ist ein Jahrhundertproblem: Bevor Frauen für ihn eine Erfahrung sein konnten, war es der Krieg.“³ Ist der unverwechselbar einzelne erst einmal typisiert, wie herrlich läßt sich dann spekulieren!

Martin Meyers Jünger-Studie von 1990 bringt alle Werke unter sehr vielen Gesichtspunkten zum Sprechen, vergleicht sehr gelehrt und stellt inspirierende Vergleiche her⁴. Für das Kennenlernen Jüngers sehr hilfreich, verdeckt doch am Ende die Fülle des Lichts, das auf Jüngers Werkstatt und Werke geworfen wird, das so sprechende Antlitz. Vielleicht zierte gerade deswegen sein Foto den Umschlag. Seitenhiebe auf Jünger teilen nicht wenige Autoren aus, bis weit in die philosophische Literatur hinein. So geht Vittorio Hösle nicht achtlos, wenn auch ohne viel Achtung an ihm vorbei, wenn er schreibt: „Ernst Jüngers heroischer Nihilismus ist nichts anderes, als eine besonders raffinierte Abart des Hedonismus.“⁵

Daß Jünger vielfach als Anreger diente, zeigen häufige Hinweise auf sein Werk. So drückt etwa, um nur einen zu nennen, Erhart Kästner im 24. Kapitel der „Stundentrommel vom Heiligen Berge Athos“ seinen Dank an Jünger aus: Er habe wieder erfahren lassen, was eigentlich eine Zisterne sei.

Ausloten und Bericht erstatten

Bei der Lektüre seiner Schriften drängte sich aber immer stärker der Eindruck auf, daß Jünger von Anfang an zum Ausloten des dem Menschen Zugänglichen und zum Beobachten neigte, zum interessierten Blick aus der Distanz.

Er beschäftigte sich mit Dämonologie, wie er im Brief vom 27. August 1922 dem Bruder mitteilte, und noch in der „Schere“ von 1990 zog ihn das Phänomen des „Zweiten Gesichts“ an. Bei seiner eigenen Verwundung habe sich ein „dämonischer Spalt in die Tiefe des Schmerzes aufgetan“, überliefert Jünger in den „Stahlgewittern“ und berichtet, angesichts der erschlagenen Kameraden, von dem „seltsamen Gefühl, in solche toten, fragenden Augen zu blicken“. Und er läßt an der Faszination einer Szene teilhaben: Als er, selbst verwundet, den Generalarzt inmitten des Trubels, Schreiens und der Hektik eines Hauptverbandsplatzes die Vorschriften überprüfen sah, hatte er „den schwer zu beschreibenden Eindruck, den man empfängt, wenn man den Menschen, von den Schrecknissen und Erregungen der elementaren Zone umgeben, mit ameisenhafter Kaltblütigkeit am Ausbau seiner Ordnung beschäftigt sieht“⁶. Einem Anatomen gleich seziiert Jünger Wirklichkeit, immer begeistert von gefundenen Grenzfällen, wie zum Beispiel „Zweimal Halley“ im Leben sehen zu können.

Beobachten und Beobachtungen festhalten, der Nachwelt von ihnen berichten,

dies ist sein Lebenselixier. Hingegen: handeln zu müssen, in den Ring zu treten und Verantwortung zu übernehmen, das mußte ihm nahegelegt und geradezu aufgedrängt werden. „In Stahlgewittern“ gestand er, er habe nur für sich selbst Verantwortung tragen wollen, auf Zuraten seines Vaters sich dann aber doch zu einem Lehrgang für Leutnantsausbildung gemeldet und somit sich bereit erklärt, Verantwortung für andere zu übernehmen. In „Eumeswil“ von 1980 beschreibt der Nachtsteward, das „Ich“, der sich als Anarch ausgibt, seine Lebensphilosophie. Eine Anstellung in der Nähe der Macht, ohne Verantwortung außer für den kleinen Arbeitsbereich tragen zu müssen, aber beobachten zu können, ohne selbst Politik zu treiben, dies bewirke tiefe Zufriedenheit. Genossen wird die Macht der Beobachtung, Überlegenheit verschafft die heimliche Beschreibung, und die Berichterstattung allein gibt Halt in dem Treibsand des Weltgetriebes. Das „Ich“ sucht die innere Neutralität und verwahrt sich: „Man solle die Gesellschaft nicht verbessern wollen, sondern sich vom Leibe halten.“ Doch verbietet der Verzicht auf die Profilierung im Dienst einer Idee nicht den Achtungserweis vor jenen, die für Ideen sterben: „Hut ab vor den Märtyrern.“

Welche Kontinuität in Jüngers Werk! Jünger nimmt bewußt die Rolle des Tagebuchschreibers ein, er hält fest und fügt der Beobachtung die Reflexion hinzu; unablässig stellt er vertiefende Überlegungen an. So holt er jede Beobachtung aus dem persönlichen und stellt sie in einen beinahe kosmischen Zusammenhang. Als er bemerkt, daß Visionen ihn an einst durchgeführte Experimente erinnerten, heißt es in „Eumeswil“: „Schließlich ist jedes Experiment realisierte Erinnerung.“ Die Ausdrucksweise wird zum Gerüst, zum Halt und zum Anker. Und dabei ist das Schreiben ein Echo der Wirklichkeit, denn „auch Katastrophen haben ihren Stil“⁷. Er reiht sich in die unsichtbare Internationale der Beobachter, der Tagebuchschreiber, der französischen Moralisten, aber auch der Leser ein, der er selbst einer blieb. „Wie wohltuend“, inmitten der Materialschlacht, „jemanden lesen zu sehen“, heißt es „In Stahlgewittern“⁸. Schreiben und Lesen eröffnen den Rückzug inmitten der mörderischen Kämpfe, schriftlich das Ereignis festzuhalten exorziert die Dämonen, Zeilen zu füllen schafft ein Auge inmitten des Taifuns.

Nur aus dieser Stille heraus, nur vom immer vorläufig festen Standort lassen sich die Bewegungen wahrnehmen, die im „Weltstaat“ von 1960 als sich beständig beschleunigende darzustellen sind. Diener an der Wahrheit, einsamer, unbestechlicher Beobachter, in bewußt gewählter Einsamkeit, so lautet jene Lebensform, die sich in dem zitierten Brief, aber auch in „Leutnant Sturm“ empfahl: Mönch und Priester zu sein. Nicht die Transzendenz, nicht die Weihe an Gott faszinieren dabei zuerst, sondern die asketische Haltung, die rationale, disziplinierte, abgezielte Lebensgestaltung. Und doch zieht ihn auch an, was Mönch und Priester gleichfalls sind, Mitglieder der schreibenden und lesenden Zunft.

Schreiben aber weshalb, wofür? Beobachten und Schreiben sind das Humanum, das dem Menschen Gemäße. Diese Deutung weicht erheblich ab von jener

völlig überzogenen Interpretation Thomas Assheuers, der Jünger zum „Fanatiker der wahren Präsenz, zum Erotiker des Anorganischen“ zu erklären versuchte und meinte, Jüngers Leben und Werk mit „Fluchtphantasien bei gleichzeitiger Kollaboration“ abstempeln zu können⁹. Man überprüfe ein solches Urteil an „Über die Linie“ und an der Gestalt des Anarchen. Sicherlich, nicht alle Bemerkungen Jüngers zeichnet die gleiche Dichte aus, manche wirken überkünstelt. Nicht jeder Satz spricht. Dichte Handlungsstränge, aus gleichsam jugendlicher Fabulierfreude entworfen, müssen sich immer wieder von etwas gravitatisch einerschreitenden Reflexionen unterbrechen lassen. Wie gemeißelt aber seine Texte sind, zeigt zum Beispiel der Vergleich mit Hans Carossas Schriften, auch er ein Berichterstatte über die erste Hälfte dieses Jahrhunderts.

Ernst Jünger in der Beurteilung von Jesuiten

Wie Ernst Jünger sich mit Jesuitenautoren beschäftigte, rückten ihn manche gar in deren Nähe. Konitzer vergleicht ihn etwa mit P. Pierre Teilhard de Chardin. Wie aber reagierten Jesuiten auf ihn? Wenn Jünger schrieb: „Erscheinungen wie der deutsche Ritterorden, die preußische Armee, die Societas Jesu sind Vorbilder, und es ist zu beachten, daß Soldaten, Priestern, Gelehrten und Künstlern zur Armut ein natürliches Verhältnis gegeben ist“, so mußten solche Sätze wie Köder wirken und weckten tatsächlich den Spürsinn von Jesuiten. Einer von ihnen war Friedrich Muckermann. Er verfaßte in der von ihm gegründeten und geleiteten Zeitschrift „Der Gral“ einen Brief „An Ernst Jünger“ anlässlich seines Buchs „Der Arbeiter“¹⁰. Vornehm und souverän wies Muckermann Jünger auf Tiefen und Untiefen hin und fragte ihn rhetorisch: „Wissen Sie, daß ich je und je zwischen Ihren Zeilen das Antlitz Lenins sah?“, um dann zuzugeben, bei der Lektüre noch mehr an Stefan George erinnert gewesen zu sein. Der Jesuit bescheinigte Jünger, die Symptome richtig zu sehen und sich für eine neue Sinn gestalt des Lebens einzusetzen. „Aber das Wort Gestalt ist keine Metaphysik. Es ist ein Symbol. Nirgendwo sagen Sie, wofür es eigentlich Symbol sein soll.“

In den „Stimmen der Zeit“ findet sich die erste Besprechung eines Jüngerschen Werks im Jahr 1933¹¹. Gustav Gundlach stellte den „Arbeiter“ vor und charakterisierte Jüngers Sprache als „wirksam“ in ihrer knapp-militärischen Ausdrucksweise. Ernst Jüngers Werk sei nicht eine mögliche Interpretation der Zeit, sondern ein Ausfluß der Zeit selbst. Harmlos sei Jüngers Werk keineswegs; es handle sich bei Jünger um einen Antiliberalen nationalbolschewistischen Prägung, spreche Jünger doch von „totaler Mobilmachung“ und „Arbeitsstaat“. Gundlach verwahrte sich heftig dagegen, den Begriff des „Nationalen“, „dessen Tiefe und Verantwortungsfülle“ nicht begriffen sei, zu veräußerlichen und zu ideologisieren.

Während Gundlachs knappe Rezension Ernst Jünger in die bolschewistische

Ecke rückte, reihte Erich Przywara dasselbe Werk in seiner Rezension von Moeller van den Brucks „Das Dritte Reich“ unter „Bücher der ‚Bewegung‘“ ein¹². Friedrich Hielschers „Reich“ (1931) und Jüngers „Arbeiter“ „sind ohne Frage die Bücher der ‚Bewegung‘“, urteilte Przywara. Der Katholik habe sie nicht zu ignorieren und nicht abschätzig unterzubewerten, sondern sei verpflichtet, diesem Ideal ein reicheres und religiöses Ideal entgegenzuhalten, ein anderes Reichsideal also.

Aus den „Afrikanischen Spielen“ schöpfte Erich Przywara in seinem Aufsatz über „Tradition“ im Jahr 1939 und sah Jünger zutiefst einen kulturell-psychischen Konflikt durchleiden, nämlich die Spannung zwischen „germanisch, antik, christlich“ auf der Suche nach der „großen Einheit deutscher Tradition“ austragen zu müssen¹³. Während Przywara mit „germanisch“ die Verknüpfung von Herrschaft und Dienst, sowie die Höchstschätzung der Aktion (fast bloß) um ihrer selbst willen meinte, war die „Antike“ für ihn die Zeit der Einheit von Leben und Kult. Die erst einmal unterstellten christlichen Elemente in Jüngers Werk fand Przywara offensichtlich selbst dann nur in geringem Maß belegbar.

Als Alfred Delp den Aufsatz „Der Krieg als geistige Leistung“¹⁴ verfaßte, stand er wohl noch ein wenig unter dem Eindruck der Siege der Jahre 1939 und 1940. Delp gab die Einschätzung: „Mit reiner Vitalität und Kampfeslust wird der Mensch der Situation Krieg nicht gerecht; er wird ihn also nicht ertragen, ohne an ihm zu verderben. Selbst Ernst Jünger, für den der Satz gilt: ‚Der Krieg ist ebensowenig eine menschliche Einrichtung wie der Geschlechtstrieb, er ist ein Naturgesetz, deshalb werden wir uns niemals seinem Banne entwinden...‘, selbst er, der im Kampf ‚eine von vornherein gegebene Lebensform sieht‘, er, der sich so sehr dem Kampf als vorgeistigem Ereignis verfallen fühlt, daß er schreibt, ‚Nicht wofür wir kämpfen, ist das Wesentliche, sondern wie wir kämpfen‘, selbst dieser Romantiker des Krieges findet den letzten Sinn der kriegesischen Lage darin, ‚jedem Schicksal gewachsen zu sein‘, und erlebt den Kampf als ‚Ansprung der Idee gegen die Materie‘, eben die Materie, die den Stoff der zu bewältigenden geschichtlichen Stunde“ bildet. Dieses Delsche „selbst Jünger“ läßt Bewunderung und zugleich Distanz verspüren.

Nach 1945 trat nun aber jener Jesuit auf den Plan, welcher wie kein zweiter das Werk Jüngers als wohlwollender und engagierter Rezensent sechzehn Jahre hindurch begleiten sollte: P. Hubert Becher¹⁵. Wie Jünger 1895 geboren, seit 1914 in der Gesellschaft Jesu, gehörte Becher zu den Redakteuren der „Stimmen der Zeit“. Er starb 1962. Seine langjährige Beschäftigung mit Ernst Jünger mündete zuerst in den Aufsatz „Ernst Jünger. Gestalt und Wandlung“ (1946) ein. 1949 erschien dann Bechers Bändchen: „Ernst Jünger. Mensch und Werk“¹⁶. Auf 110 Seiten entfaltet diese Schrift, von Armin Mohler als „kritische katholische Auseinandersetzung von hohem Niveau“ bezeichnet, die Gedankenwelt Jüngers und untersucht im besonderen sein Gottesverhältnis. Becher charakterisiert Jüngers Werk mit den Worten: „Es ist das Bemühen eines sich aus vielen Irrtümern und

Versuchungen – der Technik und des Geistig-Schönen – emporringenden deutschen Menschen. Wenn er diese Versuchungen, wenigstens teilweise, schon überwand, die Versuchungen selbst bleiben Ausdruck der nach dem Stoff und dem Geist hin das Geschöpf verführenden Macht des Bösen.“¹⁷ Wenn Becher bei Jünger den „ästhetischen Individualismus“ entdeckte, so bemühte er sich, Jünger die noch zu gehenden Schritte hin auf Christus aufzuzeigen. Verwundert-ratlos und zugleich respektvoll stand Becher bis zuletzt vor Jüngers bleibendem Zögern: Immer noch nicht überschreite er die Grenze auf die Anerkennung eines persönlichen Gottes hin, mahnte Becher behutsam an¹⁸. Keineswegs sei Jüngers Schaffenskraft ermüdet, verteidigte ihn Becher. Anders als bei Gundlach oder Przywara diene der Bezug auf Jünger nun nach 1946 nicht mehr dazu, eine politisch-nationale oder kulturell-psychische Gegenform zu entwerfen, Becher rang vielmehr gleichsam um die „Seele“ des einflußreichen Schriftstellers.

Die Rezensionen spiegeln trotz aller Zufälligkeit deutsche katholische Denk- und Kirchengeschichte wider. Bei dem Ringen um die politische und kulturelle Ausrichtung Deutschlands in den dreißiger Jahren gingen Jesuiten nicht an Jüngers Werk vorbei. Nachdem die politische Gestalt Deutschlands 1949 gefunden schien, trat die weltanschauliche Auseinandersetzung um Reich und Staatsform in den Hintergrund, und das Bemühen, die einzelnen Sphären der Gesellschaft zu rechristianisieren, schob sich nach vorne. Becher trug wie zuvor Muckermann seine Stellungnahmen aus dem sicheren Wissen letzter Maßstäbe vor. Der Ton blieb vornehm, ließ sich in der Sache aber nichts abhandeln.

So ergibt sich ein kleiner Einblick in das deutsche katholische Denken und Werten, das in der Auseinandersetzung mit Ernst Jünger an Selbsterkenntnis gewinnen konnte. Jünger selbst blieb bis heute – vielleicht gerade wegen seiner Verhaltnenheit – wie mancher gemeißelte, kühle Block ein Anstoß.

ANMERKUNGEN

¹ Die Schleife. Dokumente zum Weg v. E. Jünger, hg. v. A. Mohler (Zürich 1955) 64.

² M. Konitzer, E. Jünger (Frankfurt 1993).

³ H. Müller, Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen (Köln 1992) 282.

⁴ M. Meyer, E. Jünger (München 1993).

⁵ Prakt. Philos. in d. modernen Welt (München 1992) 56 (u. 200) u. Verw. auf: Der Kampf als inneres Erlebnis (Berlin 1922). ⁶ In Stahlgewittern, in: Sämtl. Werke, Bd. 1 (Stuttgart 1978) 37, 31, 38.

⁷ Eumeswil, ebd. 17 (1980) 145, 278, 378, 367. ⁸ A. a. O. 39.

⁹ Frankfurter Rundschau 26. 3. 1994. ¹⁰ Der Gral 27 (1932) 81–86.

¹¹ In dieser Zs. 125 (1933) 69f. ¹² Ebd. 70. ¹³ Ebd. 135 (1939) 307 (Afrikanische Spiele, 1937).

¹⁴ Ebd. 137 (1940) 207f. (Der Kampf als inneres Erlebnis, 1929).

¹⁵ Art. u. Rez.: Ebd. 140 (1947) 309–311; 146 (1949/50) 109–119 (Strahlungen und Heliopolis); 148 (1950/51) 399 (Über die Linie, Gärten und Straßen); 151 (1952/53) 418–426 (Ernst Jünger. Lehrmeister einer geistigen Geodäsie); 153 (1953/54) 233 (Der gordische Knoten); 157 (1955/56) 239f. (Am Sarazenenurm); 159 (1956/57) 79 (Rivarol); 161 (1957/58) 399f. (Gläserne Bienen); 165 (1960/61) 472 (Jahre der Okkupation); 168 (1961) 149–152 (Zu Ernst Jüngers letzten Schriften: Sgraffiti, An der Zeitmauer, Der Weltstaat). Es ist Bechers letztes Wort zu E. Jünger.

¹⁶ Warendorf 1949, 110.

¹⁷ In dieser Zs. 139 (1946/47) 220.

¹⁸ Ebd. 151 (1952/53) 426.